

Die Erfindung des Strichs – bezwingende Expedition in Linie, Fläche und Raum von Doris Böhm im „Spitäle“

Die Assoziation ist banal und doch aufschlussreich: beim ersten Gang durch die Ausstellung von Doris Böhm im Würzburger „Spitäle“ glaubt man sich gefangen von lauter Ablösungen von Gefängnismauern, auf denen isoliert Inhaftierte Tag für Tag einen senkrechten Strich in die Wand ritzen, um damit der monotonen Zeit Struktur und der Eintönigkeit ein Ziel – die Entlassung – zu geben. Doris Böhms Striche haben kein Ziel. Sie enden am Fuß der Leinwand oder einem strikten weißen Rand, der den Lauf der Zeichen abbricht – um im nächsten Gemälde wieder zu beginnen: in anderem Format, in anderem Farbton, in anderer Vehemenz oder Verhaltenheit. Doris Böhms Bilder im Kontext gelesen, sind nicht nur eine Serie, sondern fast schon eine Installation. Denn die scheinbar so gleichmäßigen Striche, die Struktur, Rhythmus und Akzent geben, schwimmen aus der Ferne auf diffusen grauen, weißlichen, ockerfarbenen Farbräumen, skandalieren eine Oberfläche, deren Grund ins Unendliche zu reichen scheint. Platziert Doris Böhm ihre Arbeiten auf der Empore auf Sockel und Kasten, so erhalten sie ganz zwangsläufig skulpturalen Charakter, werden zur Oberfläche, zur Außenhaut eines „gefühlten“ Volumens. Unzählige kurze, vertikale Striche und ganz wenige breitere, unregelmäßige Bahnen gliedern zu Reihen, Gruppen, Sequenzen. Niemals aber entsteht ein Netz oder Gitter, denn die Horizontale ist jeweils Basis und nicht Zäsur der Vertikalen. Auch Farbgrate, dünne Geraden, massive Streifen können akzentuieren. Die auf Schwarz, Weiß, Grau, Ocker und ein goldschimmerndes Beige reduzierte Farbskala baut selten auf kräftige Kontraste und setzt sich aus unzähligen Schichten zusammen, die deckend oder transparent das Echo anderer Farbschichten anklingen lassen. Bei aller scheinbaren Gleichförmigkeit: jeder Strich, jede Bahn ist ein Individuum aus Ablagerungen, Spuren, Farbrelikten, die aus der Tiefe empor zu dämmern oder in sie zu versinken scheinen. Doris Böhms Bilder strukturieren nicht nur das lineare Kontinuum der Zeit, sondern auch die jeweils variable Fülle von Erleben und den Arbeitsprozess. Man könnte in ihr allerdings eine weniger egozentrische, weniger monologische Tochter von Roman Opalka sehen, der Tag für Tag seit 1965 Zahlen auf eine immer heller werdende Leinwand malt, mit den verschwinden der Chiffren im Grunde die eigene Endlichkeit dokumentiert und gleichzeitig Lebensspuren hinterlässt. Doch Böhm ist reichhaltiger. Bei ihr verbinden sich Concept-Art, Spurensicherung und abstrakte Malerei. Doris Böhms Bilder lassen innehalten, schärfen die Aufmerksamkeit und Sensibilität, suchen die „sensation“, wie Cezanne sagte, in den winzigsten Abweichungen. Sie speichert in abgeplatzter, bröckeliger, fleckiger Farbe Zeit, lässt hinterm und im Regellaß Eigentlichkeit und Eigenheit erscheinen.

(Eva Suzanne Bayer)